

## **Predigt über Lk 5,1-11**

*Prof. Dr. Ulrike Wagner-Rau*

Unikirche Marburg, 5.07.2015

Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

*zweifellos ein Wunder!* Was da erzählt wird von den Ereignissen am See Genezareth, kann man nicht anders nennen. Die Szene ist von Anfang an bewegt, bleibt jedoch zunächst im Rahmen dessen, was man erwarten kann. Viele Menschen strömen zusammen. Sie wollen den umstrittenen Rabbi hören, an dem sich schon in Nazareth die Geister geschieden haben. Am Ufer liegen zwei Fischerkähne, wohl recht große Boote von mehreren Metern Länge. Die Mannschaften sind beschäftigt. Sie reinigen die Netze, bringen sie in die Ordnung, die notwendig ist, um sie in der kommenden Nacht wieder auszuwerfen. „Fahr mich ein Stück hinaus“, bittet Jesus einen der Fischer: Simon, später wird er Petrus heißen. „Fahr mich hinaus, damit die Menschen mich besser sehen, über das Wasser hinweg meine Stimme besser hören können.“ Simon lässt sich bitten, nimmt Jesus an Bord und legt noch einmal ab. Keine alltägliche Szene, aber gut vorstellbar.

Im Folgenden aber, als Jesus seine Predigt beendet hat, vertieft sich die Erzählung – im wahrsten Sinne des Wortes. „Fahr hinaus ins Tiefe“, sagt er zu Simon, „und wirf die Netze noch einmal aus“. Das Volk bleibt zurück. Es geht nur noch um die Fischer, vor allem um Simon, und Jesus. Das Geschehen rückt in eine Dimension, die berufliches Wissen und vernünftige Erwartungen übersteigt. Simon weiß es besser. Wie sollte man am helllichten Tag etwas fangen, wenn schon in der Dunkelheit der Nacht kein Fisch in die Netze gegangen war? Aber dieses Wissen spielt für ihn jetzt keine Rolle. Das Wort, das Jesus an ihn gerichtet hat, hat etwas Zwingendes, dem Simon folgt.

Was dann an Überfülle von Fischen aus der Tiefe des Wassers in die Netze geht und nur mit Hilfe der Anderen im zweiten Boot eingebracht werden kann, sprengt in jeder Hinsicht das Fassungsvermögen. Nicht nur die Netze drohen zu reißen, sondern auch die Menschen geraten aus der Fassung: Was für ein völlig unerwarteter, überwältigender und furchterregender Fang!

Was sie hier erleben, ist größer als ihre Vernunft und weitaus umfassender als der Horizont ihrer Erwartungen. Vielleicht deshalb folgen sie einfach, als Jesus sie auffordert: Kommt mit! Alles bleibt zurück, was vorher wichtig war. Selbst der große Fang, der für einige Tage jeglichen Mangel ausgefüllt hätte, bleibt liegen. Der Weg geht woanders hin. Sie ahnen wohl, dass sie der Fülle des Lebens auf diesen anderen Wegen noch überraschender, noch bezwingender ansichtig werden...

*Wunderbare Geschenke sind eher unwahrscheinlich für kleine Leute* wie Simon und seine Genossen. Sie kennen sich aus in ihrem Metier. Mehr oder weniger genügsam leben sie von dem, was der See ihnen gibt. Sie sind ganz normale Menschen, ohne herausragende Begabungen, ohne großen Besitz, ohne Macht, weitergehenden Einfluss zu nehmen. Was die Großkop-

feten im Land bestimmen, das baden sie aus. Die Voraussetzungen, um etwas zum Besseren zu bewegen, sind schlecht. Wenn der Alltag einigermaßen gelingt, die großen Katastrophen ausbleiben, dann ist das schon viel. Man muss vorsichtig sein, so mögen sie gedacht haben, und das Schicksal nicht herausfordern. So denken viele – auch heute. Und haben sie damit nicht Recht?

Jesus allerdings konfrontiert sie in seinen Worten und Taten mit einer anderen Perspektive. Nicht Mangel und Sorge, sondern Fülle herrscht vom kommenden Gottesreich her gesehen. Keine ängstliche Zurückhaltung ist am Platz, sondern Schritte ins Offene. Wer sich von Jesu Worten und Taten beeindruckt lässt, bekommt Mut zum Risiko, ganz gleich, wie klein, arm und unbedeutend er ist: Jede erhebt ihr Haupt. Jeder findet Platz am Tisch. Wenn sich die Fülle des neuen Lebens so unwiderstehlich zeigt, dann zieht es die Menschen heraus aus dem Alltagsrahmen, dann werden Grenzen durchlässig ins Offene.

*Wundergeschichten in der modernen Welt werden anders erzählt.* Aber auch in ihnen geschieht das Unerwartete. Sie zeigen: Das Leben kann plötzlich anders werden. Alltägliche Trampelpfade und Hamsterräder werden unterbrochen. Alles bekommt einen neuen Schein.

Der große Erfolg des Romans und des Films „Nachtzug nach Lissabon“ beruht auf solcher Sehnsucht – oder auch der Angst? – nach dem anderen Leben, das sich plötzlich vor uns auf-tun kann.<sup>1</sup> Im Mittelpunkt steht der Gymnasiallehrer Reimund Gregorius, Altphilologe aus Bern, geschieden und nun mit seinen Büchern verheiratet. Sein Alltag ist keine Qual, aber hält scheinbar wenig an Überraschungen bereit. Was soll noch kommen? – Aber eines regnerischen Morgens geschieht etwas, was ihn völlig aus der Bahn wirft: Auf der Brücke über die Aare beobachtet er eine Frau, die einen Brief zerknüllt und in den Fluss wirft. Es scheint ihm, als sei sie im Begriff, selbst hinterherzuspringen. Im letzten Moment hält er sie davon ab und sie, eine Portugiesin, folgt ihm in die Schule – schon das ist ungewöhnlich –, sitzt eine Zeit im Unterricht und verschwindet plötzlich. Kurz darauf verlässt auch Gregorius die Schule, ohne sich seinen Schülern oder Kollegen zu erklären. Wenig später besteigt er den Nachtzug nach Lissabon, unterwegs auf der Suche nach der Lebensgeschichte eines anderen Menschen.

Wer wissen will, wie die Geschichte weitergeht, muss sie selbst lesen. Jedenfalls passiert viel im Leben von Gregorius. Aus dem Berner Regen kommend taucht er ein in das gleißende Sonnenlicht Lissabons. Er tut Dinge, die er noch nie gemacht hat. Er folgt der Geschichte von Menschen, die ihr Leben in der portugiesischen Diktatur Salazars für die Freiheit aufs Spiel gesetzt haben. Er kauft sich neue Kleider und – besonders vielsagend – er erwirbt eine neue Brille, eine neue Sicht auf die Wirklichkeit. Zur attraktiven Augenärztin, die sie ihm anpasst, entwickelt sich eine vorsichtige Liebesgeschichte. Kein Wunder! Oder doch?

Die ganze Geschichte ist nicht ohne Ambivalenz. Was ist ihm da geschehen, und welchen Stimmen und Impulsen folgt er eigentlich? Diese Frage beschäftigt Gregorius, beunruhigt ihn auch tief. Einmal kehrt er zurück nach Bern, wandert nachts durch die vertrauten Gassen und schaut auf das Gymnasium. Aber er kehrt wieder zurück nach Lissabon, ignoriert die drängenden Anrufe seines Direktors, der nicht versteht, warum der pflichtbewusste Altphilologe plötzlich verschwunden ist. Der Einstieg in das Neue ist so bezwingend für Gregorius, dass er

---

<sup>1</sup> Pascal Mercier, *Nachtzug nach Lissabon*, München 2006, btb 73436.

alles hinter sich lässt: Pflichten, regelmäßiges Gehalt, vertraute Räume und Menschen, das ganze beruhigende Gleichmaß seines Alltags.

*„Alternativlos“ ist vielleicht das Wort in unserer Sprache, das am wenigsten Raum für Wunder im weitesten Sinn lässt. Alternativlos geht es nur immer weiter so. Der Weg ist klar. Andere Möglichkeiten sind ausgeschlossen. Es ist ein ängstliches, ein enges Wort. Alternativlos bleibt das Leben so, wie es ist. Phantasie, Kreativität, andere Wege des Denkens und des Handelns ersticken im Keim.*

Nicht selten erscheint das Leben alternativlos. Was hat man schon als kleine Frau, als kleiner Mann an Möglichkeiten etwas zu ändern? Ist nicht tatsächlich das Empfinden berechtigt, dass angesichts globaler Prozesse und Krisen die eigenen Handlungsspielräume immer kleiner werden, dass man letztlich gar nichts tun kann als sich einzurichten in dem, was einem widerfährt?

2010 war „alternativlos“ das Unwort des Jahres. In der Begründung dieser Entscheidung durch die Jury hieß es: „Das Wort suggeriert sachlich unangemessen, dass es bei einem Entscheidungsprozess von vornherein keine Alternativen und damit auch keine Notwendigkeit der Diskussion und Argumentation gebe. Behauptungen dieser Art sind 2010 zu oft aufgestellt worden, sie drohen, die Politikverdrossenheit in der Bevölkerung zu verstärken.“ – Vermutlich gilt dies alles nicht nur für 2010. Und ebenso gilt es nicht nur für die Politik, sondern jede und jeder unter uns ist bedroht davon, die Potenzialität der Wirklichkeit aus dem Auge zu verlieren, das, was man tun und einem geschehen kann, stattdessen ängstlich und – eben: alternativlos – dem verhaftet zu bleiben, was ist und was sicher erscheint.

*Die Botschaft Jesu aber lebt von der großen Alternative für die kleinen Leute. Das wird gerade in den Wundergeschichten deutlich, die unseren Möglichkeitssinn stärken: Das Leben kann sich ändern. Es kann heiler werden, sinnvoller, offener, freier, liebevoller ... Manchmal erscheint das völlig überraschend vor unseren Augen, vor unseren Füßen – und wir müssen nur den Schritt ins Offene tun, der immer Vertrauen erfordert, kleineren oder größeren Wagemut.*

Die Jesus gefolgt sind, ganz am Anfang, haben augenscheinlich dieses Vertrauen gehabt. Und es haben sich immer wieder Menschen gefunden, die auf das andere Leben im Vorschein des Gottesreiches setzen, die Schritte ins Offene tun und an einer Hoffnung wider alle Hoffnung festhalten. Nicht ohne Angst und Zweifel glauben sie letztlich an die Liebe und nicht an den Tod. Sie knüpfen weiter am Netz aus lebendigen Menschen, dessen erste Maschen am See Genezareth in der kleinen Gruppe um Jesus entstanden sind.

In einem Text aus dem Jahr 1957 hat Heinrich Böll auf die Frage was er denn vom Christentum halte, obwohl die Christen diese Welt, eine Welt des Terrors, der Unterdrückung, der Angst, so wenig zu verändern vermögen, geantwortet: „Die ... Vorstellung ist gespenstisch[...], wie diese Welt aussähe, hätte sich die nackte Walze einer Geschichte ohne Christus über sie hinweggeschoben ... Ich überlasse es jedem einzelnen, sich eine Welt vorzustellen, in

der die Gottlosigkeit konsequent praktiziert würde: den Menschen in die Hände des Menschen fallen zu lassen.<sup>2</sup>

Wir wissen, dass Terror und Gottlosigkeit auch praktiziert wurden und werden von denen, die den Namen Gottes unaufhörlich im Munde führen. Aber trotzdem: Der Name Christi steht für die Hoffnung und immer wieder auch für die Realität, dass Menschen aus dem Rachen der Angst ins Offene finden, dass ihre Füße weiten Raum betreten, dass ihnen unerwartete Fülle geschenkt wird.

Darauf lasst uns vertrauen und setzen, in diesem Sinn von Wundern erzählen und uns für sie offen halten.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft und Kraft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.

---

<sup>2</sup> Heinrich Böll, Eine Welt ohne Christus, in: Karleinz Deschner (Hrsg.) Was halten Sie vom Christentum?, München 1957